



UNIVERSITÄT  
DUISBURG  
ESSEN

*Offen im Denken*

*01 | 2015*

# *Campus:Report*

**DRITTMITTEL: ALLES HAT SEINEN PREIS**

**SCHWERPUNKT: GOTT UND DIE WELT** (TITELFOTO)

**FRECHES VOM FRIEDHOF: TIEFERGELEGT**



## 04-05 UNIVERSUM

Bilder | Kleinode

## 06-09 HOCHSCHULPOLITIK

Alles hat seinen Preis

## 10-11 FORSCHUNG

5G-Netze: Schon bald Realität | Auf Wiedersehen | Entscheidendes Eiweiß | DFG: 2,6 Millionen für Nanopartikel nach Maß

## 12-30 SCHWERPUNKT: GOTT UND DIE WELT

14-17 Wer glaubt, wird selig?  
18-20 Wenn Religion benutzt wird  
21-23 „Getrennter Unterricht ist eine Sackgasse“  
24-27 „Wir müssen die Vielfalt ertragen“ | Antisemitismus vorbeugen  
28-30 Ihr sollt Euch kein Bildnis machen?

## 31 TERMINE

Die Treppe von oben fegen | Engel der Kulturen | Tag der Hausarbeiten

## 32-33 GESUNDHEIT

Gesund altern | Fitness-App: Jeder Schritt zählt | Herzinfarkt: Männer doppelt gefährdet | Neue Therapie bei Lungenkrebs | Heilsame Methoden

## 34-35 UNIVERSITÄTSALLIANZ RUHR

Brückenbauen in Moskau

## 36-37 LEUTE

Der Datensammler | Fernweh als Lebenselixier

## 38-43 MAGAZIN

Alumni-Serie: „Nicht bange machen lassen“ | Kita-Kräfte: Wer studiert, will nicht nur erziehen | Schranken im Kopf | Impulsgeber Ostasien | Familienmodell Ost: Zwei Verdienner | Binnenschiffe auf Kurs | Nano ganz groß | Simuliert: Ein Leben in XXL | Ohne Fleiß keine Punkte | Lust auf MINT? | Physik ganz freestyle | Frei und visionär | Impressum

## 44-45 MENSCHEN

Neu berufen | UDE ehrt Amerikanisten | Auszeichnungen | Weitere Personalnachrichten

## 46-47 UNIKATE

Tiefergelegt

## 48 SCHLUSSPUNKT

Smart ohne Phone?



Dr. Janet Kursawe (39) ist Wissenschaftlerin am Institut Entwicklung und Frieden (INEF). Sie beschäftigt sich vor allem mit dem Iran, Afghanistan und Pakistan. Zahlreiche Forschungsaufenthalte führten sie in die Region. Kursawe spricht u.a. Persisch.

FOTO: PRIVAT

sei ein Irrtum, dass gerade die so genannten Madaris, die Religionsschulen, zum Jihad mobilisierten. „Viel gefährlicher sind die öffentlichen Schulen, ihr Niveau ist sehr schlecht. Dort wird nationalistisches und intolerantes Denken gelehrt.“

Es sei auch nicht unbedingt die Armut, die den Extremisten Zulauf beschere, so Kursawe. „Es ist eher die Perspektivlosigkeit. In Pakistan wirtschaftlich und sozial aufzusteigen, ist kaum möglich. Wer nicht der richtigen ethnischen Gruppe angehört, kann in Politik und Verwaltung nichts werden.“ So scheinen junge Männer mit einem höheren Bildungsabschluss anfällig für islamistisches bzw. radikales Gedankengut. Zudem motiviert, wenn ein naher Verwandter schon für eine Gruppe kämpft oder mit ihr sympathisiert.

Die Mehrheit der Bevölkerung hat Willkür, Korruption sowie die Unfähigkeit der Regierung satt, drängende sozioökonomische Probleme zu lösen; und genau davon leben die Extremisten. „Sie werden dort aktiv, wo der Staat versagt: Sie übernehmen wohlthätige Aufgaben, bezahlen ihre Mitstreitenden und sorgen in Regionen, die sie kontrollieren, sogar für ein eigenes Rechts- und Herrschaftssystem“, sagt Janet Kursawe. Das gilt beispielsweise für die Taliban in den Stammesgebieten Nordwestpakistans. Daneben konnten diese sich im Süden des Landes und in Karachi breit machen. Sie sind bestens organisiert, gut ausgerüstet und finanzieren sich durch kriminelle wie legale Geschäfte. „Mafiöse Strukturen sind entstanden.“

In die Karten spielt allen Radikalen, dass die Identität des Landes zerbrechlich ist. „Pakistan ist zwar Atommacht, aber steht seit der Gründung 1947 im Schatten Indiens, das immer enger mit den USA verbunden war. Wirtschaftlich abgehängt zu sein und international als Sicherheitsrisiko angesehen zu werden, nagt am Selbstbild.“ Mittlerweile ist der Westen sogar für die liberalen Kräfte in der Bevölkerung zum Feindbild geworden. Dessen Einmischung in muslimische Länder, der Versuch, kulturelle Werte zu exportieren,

und die Doppelmoral, was im Krieg gegen den Terror rechtens ist, wird nicht nur als arrogant empfunden, sondern als echte Bedrohung, gibt die Wissenschaftlerin zu bedenken. „Amerikanische Drohnen haben Zivilisten zu Tausenden getötet, und die Luftangriffe halten weiter an. Da braucht es uns nicht zu wundern, dass die Stimmung aufgeheizt ist.“

Die Gesellschaft als mehrheitlich fanatisch zu bezeichnen, hält Dr. Janet Kursawe indes für falsch – „2013 haben die Menschen gemäßigt gewählt.“ Erstmals in der pakistanischen Geschichte gelang es, eine Regierung durch Wahlen regulär abzulösen und durch eine neue friedlich zu ersetzen. Wohin sich das Land in den nächsten zehn Jahren entwickelt, sei schwer vorherzusagen. Wenn sich nichts an den frustrierenden Lebensbedingungen und politischen Strukturen ändere, gebe es auch keine Stabilität. Kursawe hofft, dass die stärker werdende Mittelschicht für mehr Druck sorgen wird. Vom Westen wünscht sie sich mehr Objektivität, „denn ein Schurkenstaat ist Pakistan nicht.“ ■

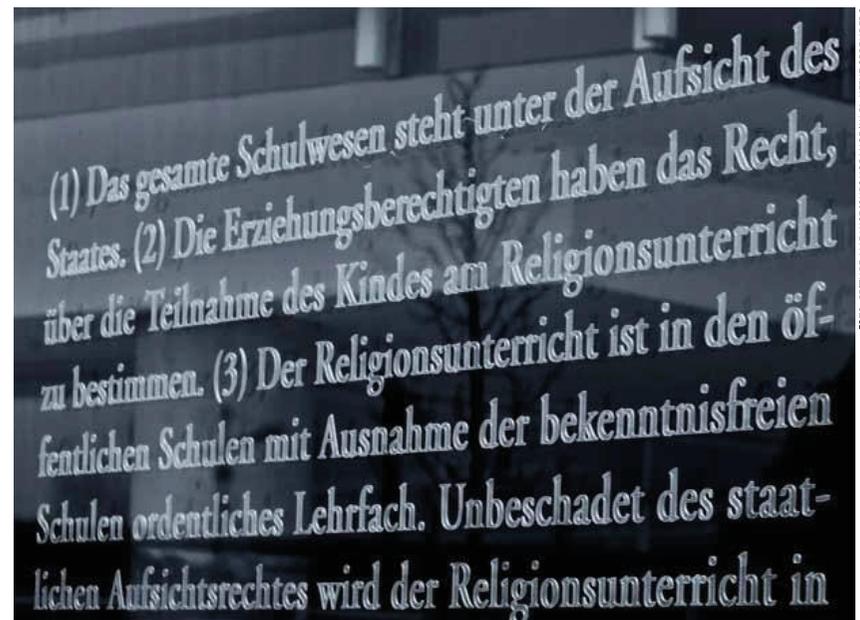


FOTO: PICTURE ALLIANCE/CHROMORANGE/KARL-HEINZ SPREIBERG

Es gibt ein Recht auf Religionsunterricht. So steht es im Grundgesetz (Artikel 7, Absatz 3).

## „GETRENNTER UNTERRICHT IST EINE SACKGASSE“

Reli ist kein normales Schulfach wie Deutsch oder Mathe – schon deshalb, weil es so viele Glaubensgemeinschaften gibt. Über 2.000 sollen es beispielsweise im Ruhrgebiet sein. „Pot(t)pourri der Religionen“, nennt Professor Dr. Thorsten Knauth das Revier. Diese Vielfalt führt immer wieder zu Konflikten, weshalb auch in Schulen das Verständnis füreinander gefördert werden muss. Der Religionspädagoge untersucht in einem internationalen Projekt, wie interreligiöses Lernen aussehen kann.

Von Ulrike Bohnsack

Früher war alles so einfach: Man ging in den evangelischen oder katholischen Reli-Unterricht, und wer nicht- oder andersgläubig war, ließ sich befreien. Heute gibt es bundesweit unterschiedliche Lösungen: NRW-Schulen halten an der konfessionellen Trennung fest und bieten, soweit es möglich ist, zusätzlich Islamunterricht und/oder Alternativen an, Ethik etwa. Dagegen setzt Hamburg – ein ähnlich religiöser Schmelztiegel wie das Ruhrgebiet – auf ein gemeinsames Fach für alle. Kein Glaube ist privilegiert, interreligiöses Lernen schon lange in den Lehrplänen verankert. Und die christlichen, jüdischen und muslimischen Gemeinschaften vor Ort finden das gut so.

Doch den Weg der Hansestadt einfach zu übertragen, funktioniert nicht, sagt Professor Knauth: „Religion ist zwar als einziges Fach im Grundgesetz verankert. Bei der Frage, wie man es anbietet, sprechen in den Ländern aber viele mit, unter anderem die Kirchen. Außerdem sind die Gegebenheiten nie gleich. Auf dem Dorf sieht es anders

aus als in der Stadt; man muss von Schule zu Schule schauen.“

„Nur haben wir vor allem im Ruhrgebiet eine Grauzone“, so Knauth. „Offiziell gibt es konfessionell getrennten Unterricht; daneben werden andere, integrativere Lösungen praktiziert, mit religiöser Vielfalt umzugehen. Diese teilweise sehr kreativen schulnahen Angebote können aber schlecht unterstützt werden, solange offiziell etwas anderes gilt.“

Leider erfahren Kinder und Jugendliche selten in direktem Kontakt miteinander, wie der Glaube ihrer Klassenkameraden sei, hat der evangelische Theologe festgestellt. Gibt es aber keine Gelegenheit, andere in ihren Überzeugungen zu verstehen, finden Vorurteile Platz. „Bildung in der Schule sollte deshalb aktive Toleranz fördern. Das heißt, es muss zum Unterricht gehören, nicht nur etwas über religiöse und nicht-religiöse Weltanschauungen zu erfahren, sondern sich auch darüber auszutauschen.“ >



FOTO: WAZ, FOTOPROOF / GERO WÄLHORN

Islamkunde in deutscher Sprache: Lamya Kaddor (M.) unterrichtet das Fach an einer Dinslakener Sekundarschule. Sie ist außerdem Lehrbeauftragte in der Evangelischen Theologie der UDE.

➤ Knauth befürwortet das dialogische Lernen, das mittlerweile viele Fächer praktizieren. Und er untersucht seit langem, wie sich der konfessionelle Unterricht verändert. Seit letztem Jahr arbeitet er an einer großen internationalen Studie mit: Religion und Dialog in modernen Gesellschaften (ReDi). Bis 2018 erforschen Wissenschaftler/innen in den Metropolregionen London, Stockholm, Oslo, Hamburg und Rhein-Ruhr, wie das Zusammenleben gelingen kann, wenn es immer bunter wird. ReDi wird von der Akademie der Weltreligionen an der Uni Hamburg geleitet, der Bund fördert es mit drei Millionen Euro.

Es gibt länderspezifische Themen – so wird in Norwegen der Umgang mit dem Breivik-Attentat untersucht –, und es gibt standortübergreifende wie dieses: Weil man immer noch zu wenig darüber weiß, wie in der Schule mit religiöser und kultureller Vielfalt umgegangen wird und was die Jugendlichen darüber denken, sollen die Möglichkeiten und Grenzen dialogischen interreligiösen Lernens ausgelotet werden. Für die Rhein-Ruhr-Region machen das Professor Knauth und sein Team.

Sie begleiten neunte Klassen zweier Schulen in Duisburg, die mit denselben Materialien arbeiten wie Hamburger Einrichtungen. Der Unterricht hier wie dort wird über zwei Halbjahre mit Kameras aufgezeichnet. Was die Forschenden interessiert: Sind die Muster gleich, wie man über Religion ins Gespräch kommt? Welche Konzepte gibt es, wie agieren Lehrende und Schüler/innen?

Besonders spannend ist ein Pilotprojekt an einem Duisburger Gymnasium: Man kann frei zwischen katholischem und evangelischem Unterricht sowie „Interrel“ wählen, das nicht bekenntnisorientiert ist. „Die etwa hundert Neuntklässler entschieden sich mehrheitlich für die konfessionelle Option“, konnte Knauth beobachten. „Wie unsere Befragungen zeigen, bedeutet dies aber nicht, dass sie sich nur mit ihrer eigenen religiösen Tradition auseinandersetzen wollen.“

Nicht überrascht hat ihn, wie unterrichtet wird: „NRW-Schulen sind es nicht gewohnt, dialogorientiert über Glauben zu sprechen. Die Schüler/innen kennen das nicht, und die Lehrer/innen haben noch keine Routine entwickelt wie in Hamburg. Wenn Religionen verglichen wurden, ging es mehr um die Unterschiede als um das Gemeinsame, um Wissensvermittlung – weniger darum, dass sich Jungen und Mädchen begegnen können, indem

sie verschiedene Ansichten und Erfahrungen austauschen. Dabei hätte das doch eine sehr viel nachhaltigere Wirkung.“ Auch in „Interrel“ ging der Unterricht eher am Alltag der 14- bis 16-Jährigen vorbei. „Er war religionskundlich orientiert, arbeitete stärker mit bekannten Schemata; es wurde klassifiziert nach den Muslimen, den Christen, und nur selten wurde die einzelne Person wahrgenommen.“

Auffällig war auch: Die meisten Schüler/innen scheinen zunächst nicht offen für die Lebenswelt anderer zu sein. Glaube wird als Privatsache angesehen, kam bei einer Befragung in den Klassen heraus. Was auch heißt: Man sucht sich Freunde, die denselben weltanschaulichen Hintergrund haben, bleibt unter sich – wobei aber Minderheiten sehr viel aufgeschlossener sind, hat Thorsten Knauth festgestellt. „Es ist meine Sorge, dass sich Spaltungstendenzen verschärfen.“

Damit das nicht passiert, muss aus seiner Sicht einiges geschehen: Schulen sollten mehr muslimische Lehrkräfte einstellen und stärker mit den Glaubensgemeinschaften vor Ort zusammenarbeiten; der Dialog im Reli-Unterricht müsste gestärkt werden, und die Unis müssten die Studierenden entsprechend ausbilden.

Wer seinen Glauben ernst nimmt, brauche sich nicht abzugrenzen, betont der Theologe: „Mein Nachbar formuliert seine Wahrheit mit der gleichen inneren Überzeugung wie ich meine. Pluralität bereichert – es gibt in anderen Bekenntnissen viel zu entdecken, beispielsweise bei ethischen Fragen zu Gerechtigkeit, zum Umgang mit sozialer Ausgrenzung, zu Frieden und Umwelt. In realen Begegnungen erfahre ich etwas darüber, wie meine Mitmenschen ihre Überzeugungen leben und gestalten. Bücher allein reichen nicht“, meint Knauth. „An Schulen sollte das Lernen in der religiösen und kulturellen Vielfalt deshalb Teil von inklusiver Bildung sein. Getrennter Religionsunterricht ist eine Sackgasse.“ ■

Thorsten Knauth (50) ist Professor für evangelische Theologie und Religionspädagogik. Er leitet außerdem die Arbeitsstelle interreligiöses Lernen an der UDE.



FOTO: PRIVAT